

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 23. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 47.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

Es war Tag und etwa halb Nacht, als ich an die Thüre der Schönen klopfte. Ein „Herein!“ überzeugte mich, daß diese bereits wie man zu sagen pflegt: fix und fertig zum abreisen waren. Freundliche Gesichter und niedliche Händchen, begrüßten mich beim Eintreten. Die Mädchen schienen das Schellengeläute und den Lärm im Hause vergangener Nacht nicht gehört zu haben. Ich bestellte das Frühstück, und traf auf dem Wege den Onkel. „Nach einer viertel Stunde folgen Sie mir,“ flüsterte ich ihm zu, „man ahndet hier Ihre Nähe nicht. Ich muß erst vorbereiten.“ — „Gut, gut!“ war die Antwort, und ich wieder in der Stube der Mädchen.

„Haben Sie diese Nacht nicht das Schellengeläute eines Schlittens gehört?“ begann ich.

„Nein.“

„Etwa um 12 Uhr kam ein Herr von E. damit hier an.“

„So?“ sagte unbefangen Henriette.

„Der Herr kennt Sie,“ fuhr ich nach einer Pause fort.

„Meinetwegen,“ war die kurze Antwort.

„Es ist ein Onkel von Ihnen, — Herr E.“

„Was will der hier?“ fragte Henriette, doch nicht eben sehr betroffen.

„Sie abholen.“

Henriettens Gesichtszüge wurden ernst, und mit einem trotzigem: „Ich geh nicht mit,“ stellte sie sich nachdenkend ans Fenster.

Jetzt fing ich an, die Gründe zu entwickeln, die nach meiner Ueberzeugung, bei den mir vertrauten Maafregeln triftig genug erschienen, um sie in den Schooß der Ibrigen, und zur völligen Ansöhnung mit dem Vater führen sollten. Sie schien erst denselben wenig Aufmerksamkeit zu schenken; da trat der Onkel herein, und sein zutrauliches, wohlwollendes gutes Gesicht und Wesen ließ seine Absicht bei Henrietten vergessen.

Sie warf sich mit Hestigkeit in seine offenen Arme, und an seiner Brust gefesselt, erleichterte ein Thränenstrom, den Kampf ihres gepreßten Herzens.

„Meine gute Henriette, du liebes gutes Kind,“ begann der Onkel mit einer weichen, liebevollen Stimme, „beruhige Dich! Es ist die Sorge um Dich, die mich Dir zu folgen bewegen konnte. Vertraue mir gutes Kind, nur Dein Bestes ist ja mein ganzer Zweck, meine einzige Absicht. Ich glaube Du kennst mich ja zu genüge, um mir vertrauen zu können. Auch jetzt ist nicht meine Absicht Dich gegen Deinen Willen zu etwas zu zwingen, nur Gründe sollen Dich überzeugen, daß ich mit Dir wohl meine; und Du, sonst so willfährig der Ueberzeugung Dein Ohr zu leihen, wirst auch jetzt der guten Absicht deines alten dich liebenden Onkels nicht verschließen. Höre liebes Kind, und dann bestimme Dich.“

Mit Schluchzen sagte Henriette: „o mein guter guter Onkel! daß man mich auch zwingen mußte Ihnen dieses Leid anzuthun!“

Bei solcher rührenden Scene traten auch mir Thränen in die Augen. Caroline verhielt sich passiv, und in ihrem Gesichte las man deutlich Furcht und Besorgniß.

Nach und nach kam ruhigere Haltung in uns alle. Henriette hörte gelassen auf die Vorschläge ihres Onkels, nannte sie gutmeinend, konnte sich aber dennoch nicht zu einer Rückkehr entschließen; bis auch ich denn auf die Seite des Oheims trat, und ihn nach Kräften unterstützte, da ich die volle Ueberzeugung seiner reinen Absicht theilte. Mit liebevoller Behmuth sah Henriette mich an, während ich sprach, und als ich geendigt, sagte sie bedeutungsvoll zu mir: „Ja! wenn auch Sie mir zur Rückkehr rathen, dann will ich folgen; möge aber Ihr Rath lieber Freund Sie nie gereuen. Sie wissen nicht, und ich ahne nur, daß eine Zeit kommen dürfte, wo Sie wie ich gern den gegenwärtigen Standpunkt unsrer Angelegenheiten zurückwünschen möchten, und ihn dann leider nicht mehr wieder so herbeizuführen vermögen!“

Es ging mir zwar in dieser Rede mehr auf, als ich dessen bis hierhin zu ahnen gewagt; aber als ein

Soldat der den Glauben der Prädestination angenommen hatte, vertraute ich diesem ganz, und sah in Henriettens Rede nur eitle Besorgnisse, welche durch die sich mir vorspiegelnde glückliche Zukunft widerlegt werden sollten. Ich blieb mir daher treu, und rieth standhaft zur Rückkehr, unter den mit dem Oheim besprochenen Maassregeln.

„Nun so sey es denn!“ rief entschlossen Henriette aus; „ich folge Ihnen lieber Onkel, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“ fragte dieser.

„Daß uns unser Freund hier nach L. begleitet.“

„Ja nun müssen Sie ihr angefangenes Werk vollenden Herr v. K., Sie dürfen nicht „Nein“ sagen und mich alten Mann am Ziele meines Strebens scheitern lassen,“ sagte zu mir der würdige Mann; und mir blieb nichts übrig als nun „Ja“ zu sagen, was mir unter uns gesagt, nicht schwer wurde. Wie hätte ich mich auch jetzt schon von Henrietten trennen sollen, ohne über ihr bevorstehendes Geschick einigermaßen beruhigt zu seyn. Ich nahm daher den Vorschlag an, und nun wurde beschlossen gegen 10 Uhr den Morgen noch abzureisen.

Das ist sicher und gewiß, daß wenn man erst die Unabwendbarkeit eines gefürchteten Uebels erkennt, dasselbe auch zum größten Theil von seiner Furchtbarkeit bedeutend verliert. Henriette schien von dem Augenblicke an wo sie sich zur Rückkehr entschloß, völlig resignirt. Ihre heitere Laune fand sich wieder ein, und steckte auch Carolinens dumpfe Stimmung an. Ich fühlte mich im Innern äußerst glücklich, und hatte vollkommenen Grund dazu; in diesem Schauspiele hatte ich nicht die letzte Rolle; der Oheim wußte mir Dank. „Ohne Sie,“ sagte er, „wäre ich wäherlich mit dem Mädchen nicht fertig geworden, daß sehe ich ein. Rechnen Sie auf meinen steten Dank, werther Herr v. K. Es ist ein wahres Gottes-Glück, daß die Mädchen in ihrer Lage auf einen solchen Wiedermann stießen, als Sie sich bis jetzt bewährt haben. Ich freue mich im Herzen, daß meine gute Frau Ihre werthe Bekanntschaft auch macht. Auf die Art haben wir Gelegenheit von Ihnen mit Henriette noch recht oft reden zu können, was Ihnen, wie ich zu bemerken glaube, nicht unangenehm seyn wird.“

Ich wollte auf die verbindliche Rede des Alten, (wie er sich gern nannte, obgleich er erst etwa ein Fünf- undvierziger zu seyn schien und ein recht jovialischer Mann war,) eben so verbindlich antworten, als der Wirth eintrat und mich in der Rede störte. Es wurde diesem nun der Auftrag vom Oheim gegeben, für ein-Dejeuné a la fourchette schnell Sorge zu tragen; ich aber ersuchte ihn mir einen sichern Boten bestellen zu lassen, der mein Gepäck auf einem Handschlitten zum Orte meiner einstweiligen Bestimmung, nebst einem Brief an einen dortigen Freund bringen sollte, indem ich selbst erst nach einigen Tagen dort eintreffen würde.

Nun waren wir soweit alle fröhlich und guter Dinge, in die uns besonders das gute Frühstück und der

feurige Wein versetzte, von welchem der Onkel trotz der Eile mit welcher er von L. abreisen mußte, dennoch einige Flaschen für unvorhergesehene Fälle mitzunehmen zum Glück nicht verabsäumt hatte. Der Schlitten fuhr vor, geräumig genug um uns alle zu fassen. Vorne saß der Kutscher Posto, um die, mit reichem Schellengeschirre behangenen, muthigen Braunen zu lenken. Auf dem Hauptsitze nahmen die Damen Platz; ihnen gegenüber, der Oheim den seinen; und ich erbat mir den meinigen auf der sogenannten Pritsche, dem Steuer des Schlittens.

Traulich und herzlich drückte der Wirth beim Abschied mir die Hand. „Leben Sie wohl, Herr K.,“ sagte er, „ich wünsche Ihnen Glück! alle Wetter! mir entgeht nichts; wer hätte das vor 24 Stunden wohl ahnen können! Ich habe genug gemerkt; das Beste dabei ist, alle Wetter Herr K! es ist keine taube Maus, die Ihnen das Geschick hat zugeworfen. Besuchen Sie uns bald und zwar als Braut oder Eheleute, ich werde für (Guten) Wein sorgen.“

„Genug! genug! Herr F. —“ rief ich lachend, indem ich mit der zurückgezogenen Hand noch ein Adieu! ihm und den Hausgenossen nachwinkte, und dann eiligst auf meinem Eige Posto saßte.

Der Kutscher schlug in die Peitsche; im Trab gezogen die Pferde an; meine Diana sprang fröhlich vor ihnen und bellte sie an; schnell bog der Schlitten ums Thor, und über die Brücke gieng. — „Da liegen sie!“ sagte Henriette, mit dem Kopfe nach der Stelle winkend, wo sie gestern Morgen die Pistolen hinabgeworfen.

„Daß sie liegen, du loses Ding!“ sagte lachend der Onkel.

Die Fahrt gieng auf der seit gestern Mittag wieder geebneten Schlittenbahn äußerst rasch. Der Tag war heiter zu nennen, obgleich kalt. Ein rauher Wind kam uns entgegen und erschwerte die Conversation, wodurch oft jeder auf sein eigenes Nachdenken beschränkt wurde. Ich kann nur über das Meinige dem Leser gewissenhaft Rechenschaft ablegen. „Welch bedeutende 24 Stunden!“ dachte ich. Zu Anfang derselben wars du mit nichts weiter beschäftigt, als mit den Pflichten welche das Vertrauen deiner Obern, unter dem Siegel größtmöglicher Verschwiegenheit dir auferlegte; allein in der Welt stehend, dessen Herz nur höchstens für entfernte Freunde und Verwandte schlug, nichts von dem so nahen Wechsel der Gefühle ahnend; und jetzt — am Ende der 24 Stunden, treten zwar die Rücksichten welche du der dir Vertrauen schenkenden Behörde schuldig bist, nicht ganz ab, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze deines ganzen Strebens. Es sind andere Rücksichten zwischen getreten, denen du mehr Aufmerksamkeit schuldig bist, nämlich die: deines eigenen künftigen selbstständigen Glückes.“ — Ich sah mich jetzt schon als der Verlobte Henriettens an. Wenn gleich noch keine nähere gegenseitige Erklärung zwischen uns auch stattgefunden hatte, so war nur der Mangel der schicklichen Gelegenheit daran schuld; denn das unsre Her-

zen sich verstanden, war selbst der ganzen Umgebung, den Wirth sogar nicht ausgenommen, nicht entgangen. Mein Herz schlug einzig und allein jetzt nur für Henriette, jeder andere Gegenstand trat in den Hintergrund. Ich liebte das Mädchen eher, als ich mir selbst sagen konnte, und zwar mit einer Leidenschaft, die mit jeder Minute möchte ich sagen, in solcher Progression zunahm, als sie bei einem feurigen Temperamente wie das meinige, das nach einem mittheilenden, mit seinem Ich übereinstimmenden Geschöpfe sich sehnte, nur Einer sich denken mag.

Meine ganze Aufmerksamkeit war nur Henrietten zugewandt, was ihr keineswegs entging. Sie selbst lohnte mich durch eben so sorgfältige Auszeichnung, das fühlte ich, ohne daß ich mich blindlings den Thorheiten eines eitlen Jünglings hingeben und dadurch mich selbst getäuscht hätte. Ich war in der Liebe nicht mehr unerfahren, und konnte mir allenfalls darauf zu gute thun, einigermaßen das schöne Geschlecht zu kennen und zu verstehen. Da ich also Henriettens Gegenliebe so gut wie sicher war, so konnte ich bei der Vorliebe welche auch ihr Oheim zu mir bereits gefaßt hatte, mit einigem Vertrauen die Dinge erwarten die da etwa kommen würden. — Henriette hatte sich und die Ihrigen durch die Flucht compromittirt; um allem Skandal ein Ende zu machen, war ich versichert daß mein Zwischentreten keine unangenehme Erscheinung seyn werde. Konnte ich den Eltern des Mädchens auch kein Vermögen in die Gegenschale legen, so waren doch mein Stand, mein übriges bürgerliches Verhältniß, der rechtliche Name und die ansehnliche ehrenwerthe Verwandtschaft meinerseits, nicht zu übersehende Dinge. Ubrigens trat ich erst ins Leben, und zwar unter nicht ungünstigen Auspicien.

Mein ganzes Denken drehte sich um die letzten vier und zwanzig Stunden und deren Folgen, und machte mein Blut so warm und rollend, daß ich den tiefen Standpunkt des Barometers auf meinem ziemlich lustigen Sitze darüber vergaß. Athmete ich doch wenn Henriette sich gegen mich drehte, ihren warmen süßen Hauch den die Kälte so bemerkbar machte. Ihr traulicher Blick in mein trunkenes Auge, das Darreichen Ihrer warmen sammtnen Hand, ihr zärtlicher Druck der meinen, und die süßen Worte: mein guter lieber Freund! betäubten mich so, daß ein ungesünder hoher Grad von Erstarrung des einen Fußes erforderlich war, um meine Blicke darauf zu wenden und den Verlust der einen meiner Kaloschen zu bemerken. Ich hatte alle Empfindung in dem Fuße verloren, und leicht hätte es mir hier wie manchen Franzosen im folgenden Winter auf dem Rückzug aus Rußland geschah, ergeben können; daß ich nemlich nur noch Fragmente eines Fußes nach Hause gebracht hätte.

„Diana!“ rief ich meiner rechts und links revirenden Hündin zu, an der sich Henriette, die alle Thiere, vor allem aber Hunde zu lieben schien, besonders erfreute. „Diana! zurück! such verloren, mein Sünderchen!“ ihr mit der Hand auf den zurückgelegten

Beg hinweisend. Wie ein Pfeil vom Bogen, gehorchte die Treue meiner Weisung. Man fragte nach dem Grunde dieser Rücksendung; ich gab meinen Verlust an. Henriette gebot zu halten, und die Hündin abzuwarten; ich aber bat nur langsamer zu fahren, weil das Stillhalten den erhitzten Pferden unschwer nachtheilig werden könnte. Dies geschah und ich benutzte den Augenblick um durch gehen neben dem Schlitten mir den Fuß wieder zu erwärmen. Am äußersten Horizonte verlor sich Diana. Im Schlitten wurden Besorgnisse um den möglichen Verlust der Hündin rege. Aber ich kannte zu gut die Tugend derselben und war ruhig, nur bedauerte ich den Aufsehtenthalt der daraus auf der Reise entstand. Henriette indes achtete nicht auf diesen; ihre Sorge war nur auf meinen Fuß und auf die Hündin gerichtet. Ich konnte zuletzt nicht verhindern, der Schlitten mußte auf dem offenen Felde stille halten. Endlich kam ein kleiner Punkt auf der Richtung des Weges zum Vorschein. Henriette äußerte kindische Freude; es war Diana, die in vollem Laufe wieder daher kam. „Ich muß das gute liebe Thier lobnen,“ sagte Henriette und in einem Nu war sie aus dem Schlitten, das Thier erwartend, daß seinen Fund wie wir deutlich gewahrten, stolz daher apportirte. Näher gekommen, lief Henriette Diana entgegen, empfing von ihr das Aufgesundene, die sich auch wider alle Gewohnheit ruhig die Abnahme von ihr gefallen ließ, und empfing dagegen eine Menge Schmeichel-Reden, Liebkosungen und Küsse, um die ich Diana selbst beneidete. Diese ließ sich solche Liebkosungen nicht allein gefallen, sondern sie erwiderte sie auch nach ihrer eigenen Art. Eine neue Erscheinung für mich, denn Diana war mir sonst treuer wie je ein Mädchen dem Bräutigam, und machte gegen alle Fremde die sehr strenge Spröde; ja sie konnte sogar dem Zudringlichen wohl sehr gefährlich werden.

Um ähnlichen Unfälle vorzubeugen, mußte ich mich in den Schlitten und Henrietten gegenüber setzen. Diana, die all zu sehr vom Lauf ermüdet betrachtet wurde, mußte ebenfalls in den Schlitten hinein; sie bekam ihren Platz zwischen den Füßchen meiner Schönen, die sie zum Schutz vor Kälte sorgfältig mit ihrer Enveloppe bedeckte. Der Kopf des Thieres lag in Henriettens Schoß, und ward fortwährend mit Liebkosung jeder Art überhäuft. Der übrige Theil der Reise bot nichts besonders interessantes. Am Dunkeln kamen wir vor L. — s Thore. Caroline seufzte, auch Hearsette wurde ernst. Mir selbst lief mannes durch den Kopf. Ich war gespannt und wünschte einige Tage älter zu seyn, der Schlitten hielt und wir waren vor des Oheims Wohnung. Schnell sprangen die Mädchen aus demselben, und liefen die ihnen wohlbekannten Treppen hinauf, um möglichst von Niemand bemerkt zu werden. Der Dunkel und ich folgten. Henriette ward von der Tante mit liebevoller Zutraulichkeit empfangen. Auch ich ward bald einheimisch im Hause und durfte dasselbe nicht verlassen, sondern mußte einen Bestandtheil seiner Genossenschaft bilden.

Caroline dagegen, die von uns allen am gedrücktesten schien, sehnte sich nach ihrer Mutter und ward vom Oheim dahin geleitet. In der That dauerte mich das Mädchen; ihre Existenz war nicht unabhängig zu nennen; sie fürchtete die reichen Verwandten Henriettens, welche als der Urheberin der Entweichung, ihr leicht viel Ungemach bereiten konnten. Sie schien das zu ahnen und war deshalb besonders um ihrer Mutter wegen sehr besorgt. Henriettens Versicherungen vom Gegentheil konnten sie nicht beruhigen.

(Fortf. folgt.)

Ein ganzes Bataillon wird vom Alp befallen.

Zu verschiedenen Zeiten, erzählt der französische Ober-Staabs-Chirurgus Laurent in Sedillot's „Journal général de Médecine“ im Jahr 1820, haben ärztliche Schriftsteller den Alp als Nervenkrankheit der Athmungs-Organe auf mannigfache Weise benannt und aus den mannigfaltigsten Ursachen vergeleitet; das Volk aber, in der Mehrtheit noch immer leicht- und abergläubig, schreibt ihn gewöhnlich der Einwirkung irgend eines bösen Geistes zu, und auch wir in unsern Tagen haben uns davon überzeugt.

Das erste 800 Mann starke Bataillon vom Regiment Tour-d'Auvergne garnisonirte Anfangs Juni zu Palmi in Calabrien, als es zum eiligen Marsche nach Tropea commandirt wurde, um daselbst der Ausschiffung einer unbedeutenden feindlichen Flotte Widerstand zu leisten. Noch um Mitternacht traten wir den 40 Meilen weiten Weg an, und erst um 7 Uhr Abends am folgenden Tage kamen wir höchst ermüdet nach dem Bestimmungsorte. Weil wir am weitesten marschirt und demnach spät eingetroffen waren, erhielten wir die schlechteste Wohnung; eine seit langer Zeit unbesetzte Abtei wurde uns zum Quartier angewiesen, die aber, genau genommen, nur die Hälfte der Mannschaft bequem zu beherbergen vermochte. Die Leute wurden an der Erde in engen Zimmern auf ein wenig Stroh zusammengepackt, und weil es an Decken fehlte, konnten sie sich nicht auskleiden. Die Einwohner sagten uns, das Bataillon werde in der Abtei nicht bleiben können, weil da alle Nächte Gespenster ihr Wesen trieben, und der Ort werde deshalb auch nur in höchster Noth benutzt. Jedermann lachte über die Leichtgläubigkeit dieser Leute und ihr Aberglaube ward von mannigfacher Seite derb verspottet; allein merkwürdig groß ward unser Erstaunen, als wir um die Mitternachtsstunde aus allen Winkeln unserer Kaserne ein schreckliches Geschrei wiedertönen hörten, worauf bald sämtliche Soldaten hinausstürzten, und voll Schrecken davon liefen. „Der Teufel haust in der Abtei!“ antworteten fast alle zugleich auf unsere Frage; in Gestalt eines großen schwarzen langhaarigen Hundes hätten sie ihn zur Thür-Öffnung hereinkommen sehen; dieser Hund habe sich dann auf sie gestürzt, mit Blitzeschwindigkeit sey er über ihnen hinweggefahren, und endlich durch eine Thür an der entgegengesetzten Seite von der, wo er hereingekommen, verschwunden. Wir

machten uns über ihr panisches Schrecken lustig, und suchten ihnen zu beweisen, daß die Erscheinung ganz natürlichen Ursprungs sey. Es half jedoch kein Ein- und Zureden; sie waren nicht zu bewegen, in die Kaserne zurückzukehren, und brachten daher theils am Ufer des Meeres, theils in der Stadt den Rest der Nacht zu. — Am andern Morgen befragte ich die Unter-Offiziere und ältesten erfahrensten Gemeinen noch einmal; sie betheuertem, daß sie nie an Geister und Gespenster glaubten, und dennoch könnten sie nicht umhin, den nächtlichen Vorgang in der Kaserne durchaus als kein Spiel der Phantasie, sondern als wirkliche Erscheinung anzunehmen; denn sie hätten keinesweges geschlafen, als der Hund hereingekommen, hätten ihn wohl gesehen, ja, in dem Augenblick, wo er über ihre Brust hinüber gesprungen sey, wären sie dem Erstickten sehr nahe gewesen. Wir blieben den ganzen Tag in der Abtei, und da kein Regiment abgezogen war, konnten wir keine andere Wohnung bekommen. Nur unter dem Versprechen, bei ihnen zu bleiben, und für sie zu wachen, gelang es uns, sie für die Nacht zur Rückkehr in die Abtei zu veranlassen. Um 11 Uhr vor Mitternacht begaben wir uns nun mit dem Bataillons-Chef in die Abtei; alle Offiziere hatten sich voll Neugierde in den Zimmern zerstreut, und stillschweigend harrten wir auf die Wiederkehr der Erscheinung, die so großen Schrecken unter alten Kriegern verbreitete. Schon lagen die, durch unsere Gegenwart sicher gemachten Soldaten im Schlafe, als gegen Mitternacht, in allen Zimmern auf einmal, das nämliche Geschrei, wie in voriger Nacht, entstand, und die Soldaten, die den nämlichen Hund von Neuem über ihre Brust springen sahen, eilten voller Furcht wiederum aus der Kaserne, fest gelobend, nie wieder hinein zu gehen; wir dagegen, die stehend und wachend der Erscheinung harrten, sahen — wie man sich leicht denken wird — auch nicht das Mindeste. Offenbar hing dieses Phänomen — das ich Alp nennen mag — von der gezwungenen Stellung ab, worin die Soldaten, ganz angekleidet, schlafen mußten, wobei ihre Respirations-Organe um so mehr in ihrer Funktion beeinträchtigt waren, als die Luft um ihre Lagerstätte sich in einem verdünnten und vielleicht durch schädliches Gas verderbten Zustand befand, wobei noch die Muskeln, durch die langen Marsche mit schwerbeladenem Rücken, ermüdet waren. In keinem andern Orte Italiens haben unsere Soldaten, obgleich sie einige Mal eben so schlechte Quartiere bezogen, ähnliche Phänomene erlebt.

In der Gegend von Brunsbüttel in Süderdithmarschen wurde am Elbufer am 2. d. ein Meeraal gefangen, der 9 Fuß lang war, 1½ Fuß im Durchmesser maß, und 63 Pfund wog. Ein solches Ungeheuer ist selten in dieser Gegend, und als ein merkwürdig naturhistorisches Produkt wird dieses Geschöpf in Brunsbüttel präparirt, um zu seiner Zeit in eine naturhistorische Sammlung aufgenommen zu werden.